

Das Herlein

Autor(en): **Hardung, Victor**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einmal sichtbar in die Erscheinung tritt. Diese Aufgabe aber besteht darin: Hilfe zu geben zur Selbsthilfe. Ganz besonders ist es für das Volksbibliothekswesen von Bedeutung, daß die Leitung einer von sozialpädagogischen Gesichtspunkten ausgehenden Kraft anvertraut wird und daß die Führung der einzelnen Bibliotheken nicht, wie zum großen Teil bisher, Laien mit mehr oder weniger mangelhafter Bildung anvertraut, sondern daß sie in die Hände von geschulten weitsichtigen Menschen gelegt wird, denn wie für Kinder ist auch für die breite Masse des Volkes nur das Beste gerade gut genug, und wie der Lehrer soll auch der Bibliothekar ein Erzieher und Bildner des Geistes sein.



Das Herlein.

Ueber einem Weinwinkel am Rhein ragte ein Schlößlein, und der Junker, der es mit einem altersgrauen Pfaffen, einem tauben Knechte und einer lahmlendigen Magd bewohnte, freute sich des Efeus, der die verfallenen Mauern wie einen Grabstein barg, von dem die Zeit alles Gold gefressen. Mit seinen zwei Kühen pflügte er einen steinigen Acker, ließ in seinem Stücke Wald ein Säulein wühlen und drei Duzend Hühner von einem Hahn betreun, daß der also gesegnete Goggel nicht wußte, wo ihm der Kamm stand. Und zu den Gaben dieses Viehzeugs spendete ein Gärtlein Kraut und Bohnen für die Küche und etliche Rosen und Georginen für die Kapelle. Ein weitastiger wilder Kirschbaum gab Jahr für Jahr seine Frucht, auf daß ein würziges Schnäpslein gebrannt werden konnte, und für den einen oder anderen Krug holte der Knecht etliche Maß Wein für die Messe und den Feiertagstisch aus dem Tale herauf. Dazu gab's in der Sommerszeit Krebse und Forellen aus dem Bache, und im Herbst, wann die Wandervögel über den Hügel strichen, zog das Pfäfflein manches Netz über einem fetten Fluge zu.

Der Junker aber war um so einsamer, je kräftiger die Kost war, und er schaute in seiner Sehnsucht wohl die Bilder seiner Vorfahren an, die alle auf eine wohlhabende Nase hin gezüchtet hatten. Von einem zum anderen war sie in immer lebendigerem Feuer entbrannt, und das hatte Wiesen und Wingerte des schönen Besizes verzehrt, und der Junker

hatte nichts mehr gefunden, die Flamme zu füttern, also, daß er von aller Überlieferung lassen und so blaß einhergehn mußte, als steck er auch bei Tage im Mondenschein. Den Krämern und Weinbauern im Tale und ihren lustigen Sonntagen ging er weit aus dem Wege, obwohl ihn die schönsten Mädchen gar zu gern hinter ihrer Schürze gehabt hätten. Und wenn an einem fröhlichen Abend ihre Lust herauflärnte, dann konnte er, voll Grimm über jener Reichtum und seine Armut, seinen Spaten greifen und auf einem Acker herumschaukeln, als müsse dort noch in derselbigen Nacht der Schatz hervorblicken, den ein Vorfahr in schwerer Fehdezeit heimlich vergraben und dann, vom Wein um alles Gedächtnis gebracht, nimmer wiedergefunden haben sollte. Das Pfäfflein mußte sich dazu in der Magie versuchen. Aber es zog damit nicht einmal einen Regenwurm aus dem Erdreich, geschweige das versteckte Gold. Und es seufzte, der Fromme habe keine Macht über die höllischen Geister, welche diesen Schatz eifersüchtig hüten — da müß einer schon seine Seele dem Gottseibeius verschreiben oder ein Hexlein gewinnen, daß es den Bann für ihn breche.

Im letzten Weinberge auf dem Wege vom Tale zur Höhe hatte einer vorzeiten ein gefälliges Häuslein mit einer kleinen Diele, zwei Kammern und einem Speicher gebaut, und dort wohnte in den Tagen des Junkers ein Mädchen, das mit gar geschickten Fingern Gürtel und Nieder sticte und seines Lebens froh war, obwohl niemand und auch es selber nicht um seine Sippe wußte. Vor fünfzehn Jahren war eine Heidenbande mit Kleppern, Ziegen und Schafen durch das Städtlein gerasselt, und da war unter dem Plane des letzten Karrens weg ein Kindlein mit goldrotem Haar und grünen Augen auf einen Kehrichthaufen gefallen. Und als etliche Bürger hinzueilten, da hatten die Fahrenden auf die Gäule eingehauen, daß die Räder dampften und das Volk im Staube dahin stob und schwand wie verstürmte Vögel in einer Wolke.

Die Gemeinde hatte den Findling aufgezogen, und das Mädchen war in dem weinfrohen Gelände als eine heimliche Königin erblüht. Sein Haar war im Reigen eine tanzende Flamme, und wenn es lachte, waren seine großen grünen Augen von silbernen Bliken durchzuckt wie tiefe Wasser von übermütigen Fischlein. Der Junker war noch ein Knabe gewesen, da er die Macht dieses Mädchens gespürt. Er hatte es auf dem Kirschbaum vor der Burg gesichtet, wo es hoch in der Krone hockte und sich inmitten eines Schwarmes naschhafter Staare an den kleinen Früchten gütlich tat. Ob er es schalt — es hatte wacker weiter geschmaußt und ihm die Kerne auf den Kopf gespuckt, und keiner war daneben gegangen. Und dann war es hinuntergeglitten, und als er es greifen wollte, hatte es ihn mit geschmeidigen Armen umstrickt und rück-

lings auf den Rasen gelegt, daß er meinte, in die unermessliche blaue Himmelstiefe hinabfallen zu müssen.

Sie waren herangewachsen, und wer das Mädchen in seiner Schöne sah, der mochte die Nase heben, als duften ihm alle Reben und Rosen des Tales zu. In der fröhlichen Gemeine war es die Übermütigste, und dennoch war keiner der Burschen dem Herzen der Schönen nahe, wenn sie ihr schon alle nachgingen und der Junker der einzige war, der sie nicht leiden mochte, ihr aus dem Wege blieb und mit Grimm der Stunde gedachte, da er ihre Arme gespürt.

Als ihm das Pfäfflein von Hexen erzählt, da hatte er auch jener Macht gedenken müssen, die ihn, den derben Buben, voreinst in Gestalt des feinen Mädchens bewältigt. Und er sann sich in den Glauben hinein, in diesem Findling mit dem brennenden Haar, den gleißenden Augen und dem weißem Halse möchte so ein Dirnlein stecken, das der Teufel an den Weg gelegt. Denn wo das ging, war Freude und Fröhlichkeit, und der Junker, der sich nicht unter die lustigen Genossen seines Alters mischen mochte und den Mangel ihrer Gesellschaft heimlich doch empfand, grollte solcher Lust als Sünde, weil er keinen Teil daran hatte.

An einem warmen Abende war die Jugend im Tale wieder laut gewesen, und den Junker hatte der lustige Lärm geärgert. Und er wußte nicht, daß es nicht zum Lorte, sondern aus Sehnsucht geschah, als er um Mitternacht an die Türe des Rebenhäusleins pochte und von Sibyllen als von einem Hexlein forderte, ihm zu beichten, wo und wie er seinen Schatz gewinne. Und das Mädchen hatte aus dem Fenster geschaut, und in den grünen Augen war ein silbernes Junktenspiel gewesen, dieweil es ihm riet, morgen um dieselbe Stunde zu gehn und aus sieben Brunnen zu trinken, und wann er aus dem letzten schöpfe, dann, dann werde ihm sein Schatz erscheinen.

Dieser siebente lag in einem verwilderten Garten am Hügel, wo Gaisblatt und Jasmin in grünen Wolken über den Hägen hingen. Und in dem Junker war doch keine Freude über die Verheißung, daß ihm der Schatz nahe. Traurigkeit quälte ihn, daß seine böse Meinung von dem feinen Mädchen wahr sein sollte. Doch über Tage rechnete er aus, was er mit all den Goldgulden tun wollte, und die Gier schürte ein düsteres Feuer in seinem Herzen, vor dem kein Mitleid bestand.

Der Mond schaute über den First seines Schloßleins weg, als er sich zum siebenten Brunnen beugte. Ueber dem Rheine stand am klaren Himmel eine zarte Wolke wie ein feines äugelndes Echslein. Warme Winde stiegen aus verborgenen Quellen, stritten schlaftrunken wider einander und sanken müd ins Gras. Und der Junker wand eine schwere Last hinauf und starrte in die Nacht des Brunnens, wo es rauschte

und tropfte, ein Schimmer über die Finstre ging, ein Glanz aufquoll und der schwarze Schaft eine weiße Blume emportrieb. Ein nacktes Mädchen stand auf den grünen Steinen, und in dem Haar, das bis zu den Knien ging, lag als ein blauer Flor das Mondenlicht. Dein Schatz, dein Schätzlein! lächelte die Schöne, und ihre Augen waren ein silbernes Feuer.

Der Schatz, der Schatz leuchte der Junker heiser. Ich, ich bin's — dich hab ich immer, immer lieb gehabt, nur dich! flüsterte Sibylle. Daß es dich gedrängt, mich endlich, endlich zu suchen — ach, wie war ich des froh! Und das ist mein Dank, das

Die Schöne hatte die Arme um den Jüngling geschlungen und dem war, als sitz er mit dem lieblichsten Englein in einer weichen Wolke und fahr über diese Welt dahin, einem goldenen Sterne zu, eigens für sie beide und ihre Hochzeit bereitet. Aber in der Eier nach einem anderen Gute riß er sich los und stand wieder auf der Erde. Den Schatz will ich, schrie er, das Gold, das du mir verheißen, du Hexe du!

Die Augen des Mädchens weiteten sich und alles Licht erlosch darin, und sie waren wie tiefe Schatten über jungen Gräbern. Und der Mund lächelte, indes alles tot in dem Gesichte war. Verstünd ich zu heren, ich hätt's besser verstanden. Geh, geh!

Der Junker lag in seiner Kammer im Fieber und faselte von einem Schatze und von einem verruchten lieben Hexlein, und dem Burgpfaffen wollten vor dem Geschrei die alten Knie nicht mehr standhalten. Eine Fügung dünkte es ihn darum, als zwei Brüder in schwarzem Mantel und weißem Rode von Köln her den Rhein heraufkamen und Herberge bei ihm machten. Der eine war schwarzhaarig, lang und so hager, daß sich in jeder Backenhöhle ein dicker Apfel auszuruhn vermocht hätte. Der zweite dagegen hatte ein Strohdach auf dem Kopfe, breite Schultern, überlange Arme und gar kurze Beine, und sein Gesicht war so rund, daß sich die Augen der nahe quillenden Fülle schämten und verkrochen. Beide hatten sie ein Büchlein drucken lassen, das sie einen Hammer nannten, der auf alle Teufelsbrut herniederfahren solle, und gerüstet waren sie mit einer Bulle des achten Innozenz, wonach ihre Stärke wider Hexen und Hexenmeister über alle Kräfte weltlichen Armes erhaben. Die vernahmen von dem Elende des Junkers, als sie auch die Nase hoben, und gar bald hatten sie die schöne Sibylle gewittert, die der Kranke im Fieber so sehnsüchtig und wieder voll Groll nannte, und auf das Schloß entboten. Und das Mädchen kam in einem Nieder, das es sich selber von Perlmutter, Silber- und Goldfäden gestickt. Schlinglein ringelten sich darauf unter schlanken Blumen, und mit jedem Atem der Brust dehnten sie sich und schillerten. Die Augen waren voll Trauer, um den Mund irrte ein Lächeln, und von dem

Haar lag ein goldener Schein auf dem weißen Gesichte. Und den erkannten die Rekehrichter für Satansfeuer, und da sie keinen Büttel fanden, knebelten sie selber das Mädchen und reckten es an einem Flaschenzuge auf und nieder, nachdem sie ihm zwei Zentnersteine an die Beine gehängt hatten. Und da das feine Kind darüber in einen Krampf verfiel, der es lähmte, die Träne verschloß und ein Lächeln auf die Lippen zwang, triumphierten die Brüder: Seht, seht, wie der Teufel der Hexe beisteht und ihr die Schmerzen nimmt! Eilends ließen sie einen Scheiterhaufen türmen, und der Unrat neidischer Herzen duftete übel auf und trübte dem Völklein im Weinwinkel die Augen, also, daß es die Schmach geschehen ließ. Denn gar manchen Burschen gab es, der Sibyllen vergebens nachgegangen, und gar manches Mädchen, das der Gefährtin die Schöne geneidet. Da die Freundin noch unter ihnen gewesen und ihre Fröhlichkeit sie umschmeichelt, hatten sie dem Hasse gewehrt und die Güte des Gespiels empfunden. Die frommen Richter indes hatten Sibylle als Hexe erkannt, und so geschah es zu Ehren des Himmels, wenn sie für den Holzstoß der Entlarvten und Verworfenen ein Scheit hinzutragen.

Wie eine schwere schwelende Flamme lag die Schwüle im Tale. In einer rot ausgeschlagenen Nische im Scheiterhaufen stand Sibylle. Ihr Haar war um sie als ein brennender Heiligenschein, in ihren grünen Augen gingen die Fünklein, und der Mund lächelte über das Volk weg in die Ferne, wo eine Wolke wie eine schwarze Mauer die Heerstraße sperrete. Und vor diesem Lächeln, das sie an die Güte des Mädchens mahnte, begannen etliche zu weinen, und ein Herz überwältigte das andere, daß aller Haß und aller Neid erstarben, und die Rekehrichter eilten, den Brand an den Holzstoß zu legen. Da riß ein Blitz eine goldene Bresche in die Wolkenwand, und daraus stürmte auf einem Schimmel ein Reiter hervor und schwenkte ein weißes Fähnlein. Gnade! schrie einer aus dem Haufen! Gnade! schrien sie alle, zerrten die ersten glühenden Brände hervor und schlugen sie den frommen Brüdern um die Kutte, daß die von Funken träufelten.

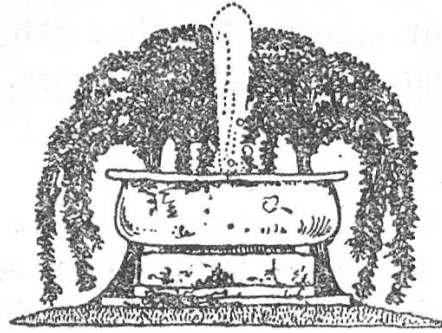
Auch die Verurteilte schaute den Reiter und erkannte ihn. Eine nahe Linde hatte ihre Blüten geöffnet, und ein Bienlein hatte sich trunken genascht, und das sah den sehnsüchtigen Mund des Mädchens für eine Rose an und suchte dort Raft. Und Sibylle sog das Bienlein ein und schloß darüber die Lippen, und es stach sie tief in den Hals. Noch einmal leuchteten die Augen des Mädchens über der Menge, und dann deckten die Wimpern ein erlöschendes Leben.

Der Junfer war in der Nacht zuvor aus seinem Fieber erwacht, und vom Burgpfaffen hatte er von der Hexe, ihrer Schuld an seiner Besessenheit und ihrem nahen Tode vernommen. Und er war davon-

gesprengt nach Köln zum Erzbischofe und mit dem Gnadenbriefe zurückgestürmt und gekommen, ehe der Scheiterhaufen die Liebste verfehrt. Die Liebste!

Und er zog das Mädchen aus der Nische und schwer fiel es ihm in die Arme. Und da er es küßte, antwortete ihm kein Leben. Mein Schatz, mein Schätzlein! bat er. Und dann schrie er zum Himmel und der erdröhnte und die Erde zitterte, und eine gelbe Wolke wälzte sich heran und schüttete den Staub der Straße über den Junker und sein Hexlein.

Victor Hardung.



Ellen Key und die moderne Erziehung.

Von Dr. Ernst Dolder.



Nicht nur die moderne Literatur, Malerei und Baukunst möchten wir als Übergangsstadium zu neuen Idealen und Zielen betrachten, auch die moderne Erziehung ist in vollständiger Umwandlung begriffen.

Als einen der bahnbrechendsten Geister auf dem Gebiete der Pädagogik dürfen wir ohne Zweifel Ellen Key, die talentvolle schwedische Essayistin, betrachten. In ihrem Hauptwerk, dem prächtig geschriebenen „Jahrhundert des Kindes“, gibt sie uns eine klare Darstellung der vielen Gebrechen unserer modernen Erziehung, um dann auf die notwendigsten Reformen in Haus und Schule hinzuweisen.

Was Ellen Key unter Erziehung versteht, sagt sie uns in einem ihrer Essays in wenig Worten:

„Ruhig und langsam die Natur sich selbst helfen lassen und nur sehen, daß die umgebenden Verhältnisse die Arbeit der Natur unterstützen.“

Das eigene Wesen des Kindes zu unterdrücken und es mit dem anderer zu überfüllen, ist noch immer das pädagogische Verbrechen vieler Erzieher unserer Tage. Das Ziel der zukünftigen Erziehung sollte vor allem sein, eine im äußern, wie im innern Sinne schöne Welt zu schaffen, in der das Kind wachsen kann, und es sich frei darin bewegen